

Die Soziologie unterscheidet sich von anderen Wissenschaftsdisziplinen, insbesondere anderen Sozialwissenschaften (wie Psychologie, Ökonomie oder Geschichtswissenschaft) weniger durch ihren Gegenstandsbereich – dieser ist in allen Humanwissenschaften der Mensch in seinen Sozialbeziehungen –, als vielmehr durch einen besonderen Blickwinkel auf die Gesellschaft. Die soziologische Perspektive bezieht sich nicht auf die einzelne Person oder die Persönlichkeitsstruktur des Individuums, wie etwa die Psychologie; oder die Mikroökonomie, die das rational-kalkulierende Verhalten des Einzelnen in den Vordergrund rückt. Die Soziologie fokussiert auf das, was *zwischen* Menschen passiert: Interaktion, Wechselwirkung, zwischenmenschliche Beziehungen. Es interessiert, wie Sozialität aus Handlungen Einzelner entsteht, nicht die psychologische Begründung und persönliche Bedeutung des individuellen Handelns. Nicht umsonst ist ein wichtiger Aspekt soziologischer Forschung immer die Analyse *nichtintendierter Handlungsfolgen* gewesen, also die Entstehung von Strukturen aus menschlichen Handlungen, ohne dass diese Strukturbildung von den Akteuren beabsichtigt gewesen wäre.

Die Paarbeziehung gehört zu den kleinsten Einheiten von „Gesellschaft“, Georg Simmel sprach von einer „Gesellschaft zu zweien“. Gesellschaft ist nicht nur das große Ganze, auch scheinbar „natürliche“, biologische Gegebenheiten können aus einer soziologischen Perspektive anders beleuchtet werden, etwa als soziale Konstruktionen, als Produkte menschlichen Handelns. Das wurde schon früh in der Geschichte der Soziologie am Beispiel des Suizid gezeigt: Durkheim (1897) demonstrierte, dass das Ausmaß von Selbsttötungen zu bestimmten Zeiten unter Rekurs auf soziale Faktoren erklärt werden konnte. In Bezug auf Paarbeziehungen betrifft diese Spannung zwischen Natur und Kultur besonders die Sexualität, die

soziologisch als Produkt von Gesellschaft, als soziale Praxis, betrachtet werden kann.

In diesem Kapitel (und den folgenden) soll der Versuch gemacht werden, die Grundzüge einer *soziologischen Theorie der Paarbeziehung* zu skizzieren. Diese Theorie hat einen (a) historischen, einen (b) methodologischen und einen (c) strukturell-inhaltlichen Teil. Die entsprechenden Fragen, die eine solche Theorie beantworten können sollte, lauten:

- a) Wie kommt es dazu, dass sich in den westlichen Gesellschaften das Paar historisch aus dem Verbund von Verwandtschaft und Familie herausgelöst hat und immer eigenständiger geworden ist? Es ist keineswegs in allen Kulturen und Epochen selbstverständlich, „das Paar“ als eigenständige Einheit zu betrachten – im Gegenteil: meist wurde das Ehepaar als integraler Bestandteil der Familie angesehen. Diese Frage wird im 3. Kapitel genauer erörtert.
- b) Die methodologische Frage lautet: Wie kann man das Zustandekommen – aber auch die Aufrechterhaltung und die Auflösung – des Paares theoretisch erfassen? Dazu benötigen wir einen theoretischen Bezugsrahmen (2.1), auf den in späteren Kapiteln immer wieder zurückgegriffen wird.
- c) Wie sind Paarbeziehungen strukturiert, was sind ihre Strukturmerkmale? Welche strukturellen Probleme ergeben sich im Zusammenwirken der wichtigsten Elemente (Paar, Geschlecht, Liebe, Sexualität, Individualität)? (2.2). Dabei geht es um Dauerhaftigkeit und Institutionalisierungsform (2.3), das Verhältnis von Individuum und Paar-Gemeinschaft (2.4), das Verhältnis von Paar und Geschlecht (2.5), den Zusammenhang von Liebe und Sexualität (2.6). Mit der Formel „Liebe als Praxis“ soll deutlich gemacht werden, dass Liebe nicht in erster Linie ein Gefühl ist, sondern eine ganz spezielle, leiblich fundierte Beziehung (2.7). Im letzten Teil des Kapitels werden einige wichtige soziologische Theorien zu Liebe und Paarbeziehungen im Überblick skizziert (2.8).

2.1 Ein Bezugsrahmen für Paarbildung und Paarbeziehungen

Eine Theorie des Paares sollte erklären können, warum in modernen Gesellschaften die überwiegende Mehrheit der Individuen sich in der biographischen Lebensform Paarbeziehung wiederfindet, warum das Leben in einer Paarbeziehung eine

so hohe Bedeutung hat.¹⁷ Sie sollte auch sagen können, wie sich Paare bilden und welche Art von Partnern sich suchen und finden. Diese spezifischen Fragen werden im 4. Kapitel genauer behandelt. In diesem Abschnitt geht es zunächst nur um den allgemeinen Bezugsrahmen, der auf die Paarbildung genauso angewendet werden kann wie auf andere Bereiche, etwa die Trennung oder das Geschlechterverhältnis.

Paarbeziehungen sind nicht einfach sexuell motivierte Bindungen, die sich quasi biologisch von selbst einstellen. Es bedarf vielmehr gewisser kultureller Vorgaben zur historischen Herausbildung der Institution „Paar“ und entsprechende soziale Rahmenbedingungen. Für ein umfassendes Verständnis des Zustandekommens von Paarbeziehungen, so die methodologische Grundannahme, benötigen wir einen *theoretischen Bezugsrahmen*, der die Phänomene sowohl aus der Makro- als auch aus der Mikro-Perspektive erfassen kann. Die Paarbildung wird hier deshalb als Bereich betrachtet, der sich durch die Verknüpfung mehrerer Ebenen analysieren lässt. Es geht darum, dass Struktur und Handlung – im Sinne von Giddens (1988) – nicht nebeneinander stehen, sondern sich gegenseitig durchdringen; dass Makro-Prozesse auf Mikro-Prozesse einwirken und umgekehrt. Die vier Ebenen seien mit folgenden Stichworten benannt: Kultur, Struktur, Interaktion/Praxis, Sozialisation/Persönlichkeit (vgl. Übersicht 2.1).

Übersicht 2.1 Theoretischer Bezugsrahmen zur Analyse von Paarbeziehungen

Kultur	Struktur	Interaktion / Praxis	Sozialisation / Persönlichkeit
Wertmuster, Wissen, Symbolisierungen (zu Liebe, Paar, Sexualität usw.)	Paarbildungsstrukturen (Orte, „Märkte“, Regeln)	Paardynamik, Aushandlungsprozesse	Habitus
Legitimierung durch „Naturalisierung“ („Kultur“ wird zu „Natur“ gemacht)	Institution des Paares (Strukturen und Normen)	Leibliche Interaktion (Intimität)	Strategische, emotionale und leibliche Dispositionen
	Normative Regeln der Gestaltung des Alltags als Paar	Liebe als Praxis (Gabentausch)	Körperliche Basis (Sexualität)

Kultur und Struktur stehen – auf der Makro-Ebene – in einem engen Zusammenhang: Bei Kultur ist in erster Linie an Wertmuster zu denken, wie „Liebe“ und

17 Oft wird betont, dass die individuelle Lebenszufriedenheit wesentlich von der aktuellen Beziehungssituation abhängt und dass in Umfragen die Paarbeziehung nach Gesundheit und Familie als wichtigster Lebensbereich genannt wird (Schneider 2009: 677).

„Heterosexualität“ oder das Wertmuster der Existenz als Paar. Wertmuster sind Ideale, quasi geheiligte Normalitäten, schwer hinterfragbare Selbstverständlichkeiten, die nicht als Zwang empfunden werden, sondern als gewollt und natürlich, sofern sie überhaupt bewusst wahrgenommen werden. Seit der Durchsetzung der Liebe als Basis der Ehe ist es geradezu eine kulturelle Selbstverständlichkeit für den Einzelnen, zu lieben und eine Paarbeziehung einzugehen. Zur Kultur gehören auch Wissens- und Symbolsysteme: Was versteht man in einer bestimmten Kultur etwa unter „Liebe“, mit welchen Bedeutungskontexten wird der Begriff verknüpft?

Den Wertmustern „Liebe“ und „Paar“ entsprechen, auf der strukturellen Ebene, normative Regeln der Paarbildung, institutionell gestützt durch eine „Gelegenheitsstruktur“, durch Institutionen der Paarbildung, systematische Gelegenheiten des Kennenlernens, Rituale der Anbahnung, erprobte Formen der gegenseitigen Bestätigung von Zuneigung. Das Paar ist eine gesellschaftliche Institution, die bestimmte Bedürfnisse und Interaktionsformen in strukturierte Bahnen lenkt – Bedürfnisse nach sexueller Erfüllung und körperlicher Ekstase, Wohlbehagen in Gemeinschaft; in der Moderne vermehrt auch Selbstverwirklichungs- und Individuierungs-Bedürfnisse. Zur Institutionalisierung der Paarbeziehung gehören auch normative Regeln, wie man den Alltag zusammen gestaltet. Die Paarbildung gehört zu den starken normativen Forderungen der Gesellschaft an die Einzelnen. Wer dauerhaft partnerlos bleibt, muss sich manchmal erklären, trotz der hohen Toleranz gegenüber allen möglichen Lebensformen in unserer Gegenwart. Paarbildung wird ermöglicht, ermutigt und erwartet durch das historisch variable *kulturelle Wertmuster „Liebe“* und die *soziale Institution des Paares*.

Wenn man die kulturelle Ebene unter dem Aspekt von Legitimation betrachtet, ist ein Prozess der Naturalisierung des Sozialen hervorzuheben. Viele soziale Normierungen lassen sich gesellschaftlich leichter – und eleganter – durchsetzen, wenn es gelingt, sie zu Naturgegebenheiten zu erklären. Das ist, wie Bourdieu (1982) gezeigt hat, der bürgerlichen Klasse gelungen, die ihre Herrschaft auch unter Berufung auf den *guten* („natürlichen“) Geschmack festigen konnte. Ebenso erscheint auch die Neigung zur Paarbildung als elementar menschliches Bedürfnis, als ganz natürliche Eigenschaft des Menschen. Das gilt noch mehr für die Liebe. Die Naturalisierung wird hier erleichtert durch eine starke affektiv-körperliche Basis. Paarbildung knüpft an Sexualität an und scheint sich aus ihr heraus zu entwickeln. Schließlich hat auch die Norm der Heterosexualität ihre Basis in der Vorstellung eines natürlichen Geschlechtsunterschiedes.

Interaktion/Praxis. Wenn es um Paarbildung geht, ist häufig von „Partnerwahl“ und „Heiratsmärkten“ die Rede. Dabei wird einerseits die individuelle Ebene überpointiert – als ob der oder die Einzelne auf den Partnermarkt ginge und unter mehreren Kandidaten den Bestgeeigneten einseitig auswählte. Andererseits („Hei-

ratsmarkt“) wird die aggregierte Datenebene überpointiert – als ob zum Beispiel der „Frauenüberschuss“ in einer Altersgruppe schon fast alles erklären könnte. Was neben diesen kognitiv-psychologischen und demographischen Analysen fehlt, ist die Ebene der Interaktion. Angesichts der zunehmenden Bedeutung von Aushandlungsprozessen zwischen Intimpartnern sind Interaktionsanalysen besonders wichtig, werden aber selten gemacht. Sie sind auch nicht leicht durchzuführen, insbesondere, wenn man sich nicht auf diskursive Aushandlungsprozesse beschränken, sondern versuchen will, die grundlegenden Prozesse der alltäglichen Interaktionen zu erfassen, einschließlich der nichtsprachlichen, leiblichen Interaktion. Für eine solche Perspektive ist der Begriff der *Praxis* hilfreich, der aus einer anderen Theorie-Richtung versucht, ein komplexeres Verständnis von Interaktionen und sozialem Austausch zu erreichen, bei dem stärker berücksichtigt wird, dass Interaktionen eine leiblich-körperliche Dimension haben (Bourdieu 1976, Reckwitz 2000).

Schließlich bedarf es sozialisatorischer Anstrengungen, damit die Individuen nicht nur eine mehr oder weniger stabile Geschlechtsidentität, sondern auch eine Neigung zur Paarbildung entwickeln, die sie nicht schon als Naturwesen besitzen. Mit der Internalisierung komplementärer Geschlechtsrollen wird eine entsprechende Motivation entwickelt, sich einen andersgeschlechtlichen Partner (zum Zweck der Eheschließung und Familiengründung) zu suchen, sobald eine bestimmte Lebensphase erreicht ist. Darüber hinaus werden hier auch vielfältige kulturelle Normierungen und Regeln darüber, welche Partner geeignet sind, verinnerlicht, nicht nur moralisch und affektiv, sondern auch habituell: Sie werden „inkorporiert“ und machen sich als affektive Vorliebe oder als Abneigung gegenüber bestimmten Personen bemerkbar.

Gelingende Sozialisation schafft also *Liebes- und Bindungsfähigkeit*. Ohne diese affektive Voraussetzung könnten die kulturellen Wertmuster „Liebespaar“ und „Liebesehe“ nicht dauerhaft durchgesetzt werden. Liebes- und Bindungsfähigkeit nach dem Vorbild der Mutter-Kind-Bindung wird oft als Schlüssel zum Verständnis der Liebe zwischen Mann und Frau angesehen (Dux 1994). Hier zeigt sich auch die Stärke der älteren Sozialisationstheorie (und eine Affinität von Parsons und Goffman): Sozialisation in die Geschlechtsrolle und Sozialisation in das Paar-System laufen synchron im Rahmen der klassischen Kleinfamilie, wie wir sie heute zumindest in der Werbung immer noch ziemlich ungebrochen haben – Vater und Mutter, Sohn und Tochter. Goffman hat auf das Geschwisterpaar als Modell für einen Genderismus hingewiesen: „Es ist, als ob die Gesellschaft Schwestern einen Bruder an die Seite stellt, damit Frauen von Anfang an ihren Platz kennenlernen“ (Goffman 1994:130). Die paarweise Anordnung der Geschlechter in der Generationsfolge ist das Grundmodell des Geschlechterverhältnisses.

Zusammenfassend: Historisch haben sich allmählich das Kulturmuster „Liebe“ und die soziale Institution „Paar“ herausgebildet. Das Wertmuster wurde in institutionellen Formen wie pubertäre Freundschaft, „Miteinandergehen“, Brautwerbung, Flirt-Ritualen und so weiter bis hin zur Ehe als geradezu natürliche Lebensform normativ verfestigt („institutionalisiert“), über Diskurse auch ideologisch gefestigt, gleichzeitig durch Sozialisationsprozesse abgestützt: Die Kinder werden – geschlechtsspezifisch – habituell so ausgestattet, dass sie im Prinzip die notwendigen Wertmuster internalisiert haben, wenn sie die entsprechende Lebensphase erreicht haben. Das heißt nicht, dass diese Wertmuster immer stabil bleiben; historische Veränderungen setzen sich bevorzugt in der Weise durch, dass in jeder Generation die Peer-group-Interaktionen die Wertmuster auf neue Weise interpretieren. Auch kann es diesbezüglich große Unterschiede zwischen sozialen Klassen, Milieus und Subkulturen geben.

2.2 Strukturmerkmale der Paarbeziehung und grundlegende Probleme

Die Paarbeziehung ist also nicht nur eine soziale Beziehung, sondern auch eine *Institution*¹⁸, in der in bestimmter Weise strukturelle Merkmale kombiniert werden, so dass sich eine ganz besondere Form von sozialer Praxis ergibt.

Norbert Schneider (2009: 677f.) charakterisiert Paarbeziehungen durch vier Merkmale. Erstens: Exklusivität, d.h. es gibt nur *einen* Liebespartner. Zweitens: wechselseitige Solidarität. Drittens: Dauerhaftigkeit, die heute eher als „relative Dauerhaftigkeit“ verstanden werden muss, d.h. es gibt eine „Unendlichkeitsfiktion“ (Huinink 1995) oder die Idealisierung von Dauer, aber mit einer Exit-Option (Schneider 2009: 678).¹⁹ Viertens: Ko-Residenz der Partner, also Zusammenleben in einem gemeinsamen Haushalt. Dieses letzte Kriterium scheint heute an Bedeutung zu verlieren, denn es gibt immer mehr „Distanzbeziehungen“ (→ Kapitel 7).

Als zwei wesentliche Strukturmerkmale *persönlicher Beziehungen* betrachtet Karl Lenz (2003a: 14f.) die Nichtaustauschbarkeit (das Moment der persönlichen Unersetzbarkeit) der Personen sowie die Fortdauer-Idealisierung, die Unterstel-

18 Hier wird ein weiterer Institutionsbegriff benutzt. *Institution* = strukturell verfestigte und normativ geregelte Kooperation von Akteuren.

19 „Partnerschaftliche Beziehungen entstehen mit der Option, dass die Beziehung im Falle besserer Alternativen jederzeit aufgekündigt werden kann“ (Schneider 2009: 678). Diese Formulierung ist jedoch zu rationalistisch und widerspricht der Unendlichkeitsfiktion.

lung ewiger Dauer. Lenz nennt einige weitere Merkmale von *Zweierbeziehungen*, die er als spezielle Form von persönlichen Beziehungen fasst (Lenz 2003a: 18f.): Gesteigerte Individualität, Einzigartigkeitsanspruch; hohe Affektivität (Liebe); Diffusität (alles ist thematisierbar); Vertrauen; große Bedeutung der Körperlichkeit (Berührung ist nicht Tabu, sondern Gebot), Sexualität. Daraus ergibt sich als Definition von *Zweierbeziehung*: „eine enge, verbindliche und auf Dauer angelegte Beziehung zwischen zwei Personen unterschiedlichen oder gleichen Geschlechts, die sich durch eine besondere Zuwendung auszeichnet und die Praxis sexueller Interaktion einschließt“ (Lenz 2003a: 16).

Welche strukturellen Probleme ergeben sich in der Interdependenz der wichtigsten Komponenten von Paarbeziehungen (Paar, Individuum / Individualität, Liebe, Sexualität, Geschlecht) und diesen Strukturelementen? Diese Frage führt zu den Problemen der biographischen Dauerhaftigkeit, des Institutionalisierungsgrades und der Institutionalisierungsformen des Paares (2.3); dem Verhältnis von Individualität und Paar (2.4); von Paar und Geschlecht (die Frage der Hetero- bzw. Homosexualität) (2.5); und dem Zusammenhang von Liebe, Sexualität und Intimität (2.6).

Aus diesen Aspekten und Problemen – die in späteren Kapiteln wieder aufgegriffen und vertieft werden – lassen sich Elemente für eine Definition des „Paares“ gewinnen. Vorläufig sei definiert: Die soziale Institution des Paares ist, gestützt auf das kulturelle Wertmuster „Liebe“, eine auf Dauer angelegte und sexuell fundierte Verbindung zweier Personen mit einer bestimmten Institutionalisierungsform (Sexualpartnerschaft, Wohn-Gemeinschaft, Ehe) und einer intimen Alltagspraxis. Alle diese Elemente sind jedoch historisch variabel und können auch innerhalb einer Gesellschaft variieren, nach Klassen, Milieus und Subkulturen.

2.3 Dauerhaftigkeit und Institutionalisierungsform

Eine Paarbeziehung, wenn sie sich etabliert hat, ist zunächst einmal auf Dauer angelegt; wohl niemand käme auf die Idee, eine zeitliche Begrenzung vorzusehen.²⁰ Dies entspricht auch der Vorstellung des klassischen Lebensverlaufsmodells. In der „bürgerlichen“ Normalbiographie war nur *eine* „ernsthafte“ Beziehung vorgesehen, die in die Ehe münden sollte. In deren Verlauf konnte sich die Liebe von der anfänglichen, durch sexuelle Leidenschaft getragenen Gefühlsverschmelzung über ein partnerschaftliches Zweckbündnis oder einen Versorgungsbund zu einer

20 Allerdings wird mit dem Abschluss eines Ehevertrages zumindest die Möglichkeit des Scheiterns, gegen dessen Folgen man sich absichern will, in Betracht gezogen.

Fürsorgegemeinschaft entwickeln. Wie auch immer ihre Form sich darstellte: Die „Liebe“ blieb das Bindemittel des Paares und sicherte so seine Beständigkeit.

Heute, so vermuten viele, sei dieses Muster weitgehend aufgelöst und durch ein neues ersetzt. In einer zeitgenössischen „Normalbiographie“, so die Idee, gibt es mehrere aufeinanderfolgende Phasen der Liebe, mit wechselnden Partnern. Bestimmte Liebesformen eignen sich für bestimmte Lebensphasen besser als andere. Sie sind mit unterschiedlichen Institutionalisierungsformen des Paares verknüpft. Man denke etwa an die Sequenz: Pubertäre Verliebtheit – Phase des sexuellen Ausprobierens – erste „richtige“ Liebe im jungen Erwachsenenalter, die in eine erste frühe Ehe mündet – zweite „große“ Liebe, die sich neben der Ehe entwickelt, und die, nach der ersten Scheidung, in die zweite Ehe mündet. Oder eine andere, für bestimmte spätmoderne Milieus typische Sequenz: Erste Jugendliebe – Phase des sexuellen Ausprobierens – erste „reife“ Liebe, die aber nicht in die Ehe führt – erste, späte Ehe, die zur Familiengründung führt – nach der ersten Scheidung Übergang in eine neue (postmaritale) Single-Phase oder des Ausprobierens alternativer Liebesformen.

Dies ist nur die Perspektive der individuellen Biographie. Liebespaare neigen jedoch dazu, ihre eigenen Biographien einer gemeinsamen Biographie unterzuordnen. Sie konstruieren, neben einer gemeinsamen Zukunft, auch eine eigene gemeinsame Geschichte. Wie Robert Musil meinte, wollen Liebende glauben, „sie hätten sich schon geliebt, bevor sie sich gekannt hätten“ (Dux 1994: 113). „Auch das Gefühl, schon vor der gemeinsamen Zeit einander untreu gewesen zu sein, für manche nur schwer zu ertragen, ist so selten nicht“ (ebd.). Die Lebensvorstellungen und Lebensphasen der Individuen müssen jedenfalls koordiniert und lebenszeitlich aufeinander abgestimmt werden. Die Verknüpfung zweier Biographien kann also zu Synchronisationsproblemen führen, zum Beispiel bei einem gewissen Altersabstand, wenn nicht beide Partner im passenden Alter für einen bestimmten Übergang (zum Beispiel in die Elternschaft) sind, oder wenn die Partner aus verschiedenen Milieus kommen, in denen es unterschiedliche Vorstellungen über den richtigen Zeitpunkt für eine Eheschließung gibt.

Spätmoderne partnerschaftliche Beziehungen verlangen, anders als frühere Ehe-Beziehungen, eine Verbindlichkeit, die persönlicher angelegt ist als jene, die sich durch die institutionellen Regelungen der Ehe ergab. Nun ist diese intensivere, persönlich getragene *Verbindlichkeit* aber gerade mit dem Problem konfrontiert, dass die Dauerhaftigkeit nicht mehr institutionell gesichert ist. Auch der Anspruch auf Dauerhaftigkeit wird zunehmend auf die Ebene der persönlichen Beziehung verlagert, d.h. man kann sich nicht einfach auf die institutionell vorgegebene Verbindlichkeit berufen, sondern muss sich persönlich dazu bekennen.

Die Frage der Dauerhaftigkeit der Institution des Paares hängt gleichwohl immer noch von der Institutionalisierungsform ab. *Paarung* im biologischen Sinn, ausschließlich zum Zweck der Reproduktion der Gattung, benötigt keine Dauerhaftigkeit (deshalb gibt es bei vielen Tieren keine längerfristige Bindung zwischen den Sexualpartnern). Das *Liebespaar* war lange Zeit außerhalb der Ehe institutionalisiert, als „Verhältnis“, als „Affäre“, als „Konkubinat“ – damit war in der Regel kein Versprechen auf Dauerhaftigkeit verbunden. Erst das Bürgertum hat das *Liebespaar* als *Ehepaar* institutionalisiert. Je mehr aber die Paarbeziehung an die Institution der unauflöslichen Ehe geknüpft wurde, desto mehr wurde auch die Paarbeziehung als solche mit dem Anspruch auf Dauerhaftigkeit belastet. Gleichwohl ist dieser Anspruch in der Ehe immer noch größer als beim unverheirateten Paar.

2.4 Individualität und Paar

Die Paarbildung führt dazu, dass die beiden Individuen eines Paares ein Stückweit ihre Individualität und Autonomie aufgeben und sich in ihrer Eigendefinition und ihrer Außendarstellung als „gemeinsam“ definieren. Immer noch ist es in vielen gesellschaftlichen Bereichen der Normalfall, dass ein Individuum (ein Organisationsmitglied, eine öffentliche Person, ein Amtsträger) als „Partnerin“ oder als „Ehemann“ einer anderen Person wahrgenommen wird. Und bei Einladungen ist es häufig unumgänglich, „mit Partner“ einzuladen.

Allerdings ist das Aufgeben von Individualität und Autonomie heute nur noch bedingt akzeptabel, denn moderne Liebesbeziehungen setzen eine hoch entwickelte Individualität und eine differenzierte Subjektivität voraus. Das moderne Paar ist entstanden mit dem historischen Aufstieg des Individualismus, und deshalb kann die Kommunikation in der Paarbeziehung stark personalisiert und psychologisiert werden. Ohne „Individualisierungsschub“ ist die Intensivierung der Liebesvorstellung kaum denkbar. Mit gesteigerter Individualität wächst die Möglichkeit von „Liebe“ – und umgekehrt. Trotz Verschmelzung zum Paar bleibt Individualität erhalten. Das gilt besonders für das spätmoderne Paar.

Innerhalb der Paarbeziehung kann es verschiedene Grade der Individualität oder der Autonomie geben, die je nach historischer Situation oder sozialstruktureller Lage differieren. Historisch lassen sich, in starker Vereinfachung, drei Phasen unterscheiden. In der *traditionalen Gesellschaft* (Vormoderne) waren die gesellschaftlichen Sphären von Männern und Frauen stärker getrennt, Privatheit war wenig entwickelt. Das Paar hatte keine große Bedeutung, jedenfalls nicht im Sinne einer Sphäre der Privatheit oder gar einer Verschmelzung der liebenden Partner. Die Autonomie der Partner war daher größer – nicht zu verwechseln

mit individueller „Freiheit“, denn sie waren eingebunden in ständische Strukturen und Strukturen der Geschlechtersphären. Die Ehefrau war stärker als heute in die weibliche Sphäre der anderen Ehefrauen (oder der höfischen Damen) integriert; der Ehemann stärker in die männliche Sphäre (der Geschäfte, des Krieges). Die *Sphärentrennung* zwischen den Geschlechter-Klassen war also relativ stark ausgeprägt – allerdings war sie weit weniger naturalisiert als heute, sie war eher gedacht als *ständische Differenzierung*.

In der *bürgerlichen Gesellschaft* (Moderne) bildete sich eine Intimsphäre heraus, in die sich das Paar zurückziehen konnte; dort konnten Mann und Frau in der romantischen Liebesbeziehung verschmelzen. Frauen und Männer lockerten ihre Bindungen zu Freundinnen und Freunden, wenn sie die Ehe eingingen, zumindest war es im Ideal der romantischen Liebe so vorgesehen – in der Praxis der bürgerlichen Ehe allerdings galt das weniger. Inzwischen hat eine neue Phase (*spätmoderne Gesellschaft*) begonnen, in der sich die Sphären langsam wieder trennen, Frauen und Männer wieder stärker auf ihrer Autonomie auch jenseits der Paarbeziehung bestehen.

2.5 Paar und Geschlecht

Diese Veränderungen betreffen auch das Verhältnis von Paar und Geschlecht. Die Grundfrage ist aber zunächst, ob für die Paarbeziehung die Geschlechterdifferenz konstitutiv ist – dann wäre das heterosexuelle Paar der Prototyp; oder ob sie davon gerade unabhängig ist – das Paar wäre dann weder auf Hetero- noch auf Homosexualität festgelegt.

Mit der Durchsetzung der Liebe als Grundlage der Paarbildung, vor allem aber mit dem Aufkommen des Partnerschaftsmodells und der Befreiung der Sexualität von den Erfordernissen der Reproduktion, ist die Möglichkeit der Abstraktion des Paares von der Geschlechterdifferenz gegeben. Für Anthony Giddens (1993) sind wir davon nicht mehr weit entfernt. Die moderne Partnerschaft (*pure relationship*, „reine Beziehung“) verliert tendenziell den Charakter einer heterosexuellen Paarbeziehung – sie wird immer mehr von Partnerschaftsnormen geprägt, immer weniger von Geschlechternormen. Deswegen kann es sinnvoll für die Forschung sein, Grundfragen von Paarbeziehungen heute nicht an „normalen“ heterosexuellen, sondern an homosexuellen Paaren zu untersuchen. Die Probleme des zeitgenössischen, spätmodernen, individualisierten Paares kommen hier vielleicht besser zum Ausdruck als in der immer noch stark an Ehe und Geschlechterrollen orientierten heterosexuellen Paarbeziehung (Giddens 1993: 148ff.). Gleichgeschlechtliche Paare haben grundsätzlich bessere Chancen, sich von geschlechtstypischen

Zuschreibungen und latenten Normierungen zu befreien (Schürmann 2005). Die Homosexuellen, meint Giddens, hätten die „reine Beziehung“ zuerst entdeckt und praktiziert (da sie ja ohne Ehe auskommen mussten) (Giddens 1993: 25). Wir seien heute nicht mehr weit davon entfernt, dass Heterosexualität keine zwingende Normalität mehr sei, sondern eine Vorliebe wie jede andere (ebd.: 45).

Allerdings ist das, was Giddens hier beschreibt, zunächst einmal nur ein *Diskurs*, d.h. eine (vielleicht systematisch verknüpfte) Sammlung von Ideen und normativen Idealen, die mit einer gewissen Mächtigkeit Verbreitung finden, die aber nicht unbedingt in der *Praxis* durchgesetzt sind. Der *Partnerschaftsdiskurs*, wie ihn Giddens beschreibt, findet sich vor allem in der Ratgeberliteratur für Paare. Er passt auch gut zu den akademischen Diskursen der Individualisierungstheorie, der Androgynie und der Dekonstruktion von Geschlecht; und dem Diskurs der Medien, in dem es keine Normen mehr geben soll, da alles erlaubt sei und alles ständig praktiziert werde. Demgegenüber zeichnet die Sexual- und Paarforschung ein weitaus traditionelleres Bild, wie noch zu zeigen sein wird. Man kann grundsätzlich und auch in diesem Fall von einer systematischen *Differenz zwischen Diskurs und Praxis* ausgehen.

Dennoch ist die Frage, die mit diesem Diskurs aufgeworfen wird, wichtig. Das heterosexuelle Paar ist von der basalen Differenz Mann/Frau beherrscht (Hirschauer 2013). Dies gilt nicht für das Ideal des partnerschaftlichen Paares, für homosexuelle Paare, und auch nicht für das *Paar an sich*. Man kann sich aber fragen, ob das Paar als abstrakte Einheit auf eine Art von Komplementarität oder Differenz angewiesen ist. Aus der Sicht des platonischen Mythos vom Kugelwesen, dessen beide Hälften – von den Göttern getrennt – seit Urzeiten suchend nach der anderen Hälfte durch die Welt irren, ist es der große Reiz der Paarbildung für den Menschen, „das Andere“ zu finden (Platon 1979). Diese Ergänzung, diese Komplementarität, die der Vervollständigung dient, muss nicht notwendigerweise die Form von Geschlechtsrollen annehmen.²¹ Es könnten auch das Alter oder eine Statuskategorie sein, wie zum Beispiel bei der aus der griechischen Antike überlieferten Beziehung zwischen dem älteren männlichen Lehrer oder Mentor und dem Knaben.

Das Problem lässt sich – im Anschluss an Goffman (1977) – noch auf eine andere Weise aufrollen. Gehen wir zunächst einmal von zwei getrennten Institu-

21 Wie im 10. Kapitel genauer gezeigt wird, ist Geschlecht (Gender) ein vorrangiges kulturelles Klassifikationssystem, eine wirkungsmächtige Unterscheidung, der in der sozialen Praxis eine elementare Ordnungsfunktion zukommt. Bei vielen Gelegenheiten wird oft sofort zwischen „Männern“ und „Frauen“ unterschieden, auch wenn in der Sache vielleicht andere Unterscheidungen bedeutsamer wären.

tionen aus: Paar und Zweigeschlechtlichkeit. Wenn nach den jeweiligen institutionellen Steuerungsmechanismen, den Normen, gefragt wird, lassen sich Paar- oder Partnerschaftsnormen und Geschlechtnormen unterscheiden. Geschlechtnormen des Systems der Zweigeschlechtlichkeit verweisen auf eine hierarchische, asymmetrische oder komplementäre Differenz. Partnerschaftsnormen der Institution des Paares verweisen auf Gleichheit, Symmetrie, Reziprozität: Was ein „guter“ Partner ist, lässt sich historisch variabel definieren, ist aber unabhängig vom Geschlecht. Die zeitgenössische Beratungsliteratur stellt für beide Partner dieselben Regeln auf, zum Beispiel Aufrichtigkeit und Offenheit – aber eben auch ein Art *Bigeschlechtlichkeit* in dem Sinne, dass es keine geschlechtsspezifischen Zuständigkeiten oder gar Privilegien oder Machtchancen in einer partnerschaftlichen Beziehung gibt. Auch die modernen Diskurse über Individualisierung oder Androgynisierung verweisen auf eine vollständige Angleichung der Partner, das heißt, auf eine weitgehende Neutralisierung des Geschlechts.

Gegenwärtig wird man von einem gegenseitigen Durchdringungsverhältnis von Geschlechts- und Paar-Normen ausgehen können. Das Paar lässt sich zwar analytisch von der Zweigeschlechtlichkeit trennen, seine Steuerungsregeln sind aber mehr oder weniger stark von den Normen der Zweigeschlechtlichkeit durchsetzt, so dass es empirisch kaum heterosexuelle Paare geben wird, die ausschließlich durch Partnerschaftsnormen reguliert würden, ohne Einfluss von Geschlechtnormen. Auf einer abstrakten Ebene kann das Paar geschlechtsunabhängig gedacht werden, es muss also nicht heterosexuell sein. (Das Problem wird an verschiedenen Stellen wieder aufgegriffen, vor allem im → 10. Kapitel.)

2.6 Liebe, Sexualität, Intimität

Paarbeziehungen sind ganz besondere persönliche Beziehungen, gegründet auf Sexualität und Liebe, auf körperliche Interaktionen, auf intime Praktiken. Liebe, Sexualität und Intimität sind drei wesentliche basale Elemente für eine Bestimmung des Begriffs der Paarbeziehung.

In der Literatur herrscht weitgehend Einigkeit darüber, dass die Vorstellungen und Erfahrungen von Liebe in unserer Kultur – soweit es um Paarbeziehungen geht – immer noch dominiert sind von *romantischer* Liebe.²² Sie wird gewöhnlich charakterisiert durch Merkmale wie emotional tief erlebtes Hingezogensein, Ver-

22 Tyrell (1987), Lenz (1998), Burkart (1998), Illouz (2011), Bethmann (2013).

zauberung, Überwältigtsein oder Sehnsucht nach Verschmelzung.²³ Romantische Liebe strebt eine Synthese von geistiger und sinnlicher Liebe an, die Sexualität wird stärker integriert und gleichzeitig persönlicher. Das romantische Paar gilt als hoch individualisiert, man liebt sich gegenseitig in seiner jeweiligen Einzigartigkeit. Die romantische Liebesbeziehung wird oft als „transzendent“ bezeichnet, weil sie in gewisser Weise aus der sozialen Realität ausgeklammert ist. Sie lässt sich nicht unter Bezug auf die soziale Welt mit ihren Regeln und Verpflichtungen rechtfertigen. Sie ist weder durch Moral noch durch Vernunft begründbar. Deshalb ist in der Liebe gewissermaßen „alles erlaubt“. „Es ist was es ist, sagt die Liebe“ – so Erich Fried (1983) in seinem schon zitierten Gedicht.

Was wir in der reichhaltigen Literatur zur romantischen Liebe finden, sind zunächst einmal Beschreibungen eines Ideals, oft im Rahmen einer Mythologie. Und es sind meist Beschreibungen eines subjektiven Gefühls. Demgegenüber wird Liebe aus einer soziologischen Perspektive, wie sie hier vertreten wird, nicht in erster Linie als Gefühl betrachtet, sondern als eine soziale Beziehung, als soziale Praxis, deren Formen sich historisch wandeln und die auch nicht ganz außerhalb der Gesellschaft stehen kann. Als *soziale Beziehung* betrachtet zeichnet sich die romantische Liebe durch eine Reihe von Besonderheiten aus. Sie ist, im Unterschied zu anderen Beziehungsformen, *unspezifisch* und *höchstpersönlich*, das heißt: Alles darf kommuniziert werden und es geht um die ganze Person. Der Einschluss der *Sexualität* und des privilegierten Zugangs zum Körper des anderen grenzt sie von anderen Formen persönlicher Beziehungen (etwa der Freundschaft) und von Gefühlsgemeinschaften ab. Dazu kommt *Exklusivität*: Es können in der Regel nur zwei sein, die sich gegenseitig lieben, jedenfalls in dieser Intensität.

Sexualität lässt sich abstrakt definieren als *leibbezogene, nichtreflexive intime Interaktion*. Mittels rückhaltlosen gegenseitigen Körperzugangs ermöglicht Sexualität eine besondere Zone der Nähe und Intimität. „Keine andere belangvolle Interaktion ereignet sich dermaßen körpernah und sprachfern wie die sexuelle“, schreibt Lautmann (2002: 238). Unter *Intimität* soll hier eine Sphäre verstanden werden, in die sich das Paar zurückziehen, situativ und temporär aus der Gesellschaft ausgrenzen kann, um leibliche Kommunikation, sexuelle Interaktionen und Praktiken der Liebe in einem geschützten Raum erleben und genießen zu können. In der Sphäre der Intimität gewähren sich die beiden Partner wechselseitig privilegierten Zugang zur eigenen Körperzone und können dabei kulturelle Regeln und soziale Normen ausklammern. Intimität ist eine Form der leiblichen Interaktion,

23 Es existieren zahlreiche Sammlungen literarischer oder philosophischer Charakterisierungen (Barthes 1984, Pampuch/Zihlmann 1988, Schmolders 1996, Hähnel et al. 2015).

die das Potential für eine Liebesbeziehung aktiviert. Sexualität *im praktischen Sinn*, d.h. als körperlich-leibliche Interaktion, wird damit der Intimsphäre zugeordnet und sollte in diesem Sinn klar unterschieden werden von allen öffentlichen Formen instrumentell-kommerzieller Sexualität (z.B. Prostitution) und von *Sexuierung*, d.h. der öffentlichen Inszenierung von Sexualität und Erotik und deren Instrumentalisierung für andere Zwecke, zum Beispiel in der Werbung. Sexualität ist im Kern nach wie vor eine ganz und gar *intime* Angelegenheit. Sie wird zwar auch außerhalb von Paarbeziehungen praktiziert, und es gibt Paarbeziehungen, in denen Sexualität keine Rolle (mehr) spielt. Aber grundsätzlich ist das Konzept des Paares ohne Sexualität nicht vollständig.²⁴

Seit der „Kulturrevolution“ der 1960er Jahre löste sich allerdings der enge Zusammenhang von Sexualität, Liebe und Paarbeziehung auf, was zum relativen Bedeutungsverlust der Ehe beitrug. Die Sexualität wurde stärker von Geschlechterrollenvorgaben und von der Verbindung mit der Ehe gelöst, zum „persönlichen Projekt“ gemacht, zu einer Praxis, mit der man sich selbst verwirklichen kann (Giddens 1992). Sexualität wird seither nicht mehr primär als Naturmacht (als „Trieb“) angesehen, sondern als Erlebnisfeld, in dem sich autonome Individuen verständigen, „befreit“ von moralischen Einengungen – aber auch von der Verknüpfung mit romantischer Liebe.²⁵ Damit wurde sie allerdings auch stärker dem Marktmechanismus unterworfen, und es geht heute vielfach darum, sich auf den sexuellen Feldern Bestätigung zu holen und aufregende Erlebnisse zu haben, ohne deswegen gleich eine Beziehung eingehen zu wollen. Die Grenzen zur Prostitution, zur Pornographie und zu bestimmten sexuellen Szenen sind dadurch aufgeweicht.

2.7 Liebe als Praxis

Die Liebesbeziehung wird manchmal als eine Austauschbeziehung besonderer Art verstanden. Allerdings genügt es nicht, sich an gängigen Austauschtheorien zu orientieren, die von der Ökonomie und der Psychologie beeinflusst sind, denn diese betrachten den sozialen Austausch nach dem rationalen Modell des Tausches, das die unterschiedlichen Interessen von Individuen betont, die ihre jeweilige Kosten-

24 Für Sexualität gelte dann die Leitunterscheidung: mit oder ohne Liebe, meint Luhmann. Im einen Fall laufe es auf die Ehe hinaus, für den anderen entstehe „eine Gegenkultur der Obszönität“ (Luhmann 1997: 379f.).

25 Vgl. etwa Wouters (1998) für die Entwicklung einer neuen Balance zwischen Liebe und Sexualität seit den 1960er Jahren. Zur Thematisierung von Sexualität in der Körpersoziologie vgl. Duttweiler (2017).

Nutzen-Bilanz optimieren wollen (Hill/Kopp 2008: 108ff.).²⁶ Für das Verständnis von Paarbeziehungen besser geeignet scheint das Modell des *Gabentausches*, das von Marcel Mauss ([1923/24] 1975) in einer Zusammenschau ethnologischer Erkenntnisse konzipiert wurde. Es kann natürlich nicht umstandslos auf Paarbeziehungen in der Spätmoderne übertragen werden, aber es kann helfen, einige Besonderheiten der Liebe deutlich zu machen. Das Modell des Gabentausches betrachtet Austauschprozesse als symbolische Vergemeinschaftungsakte, bei denen der Austausch die sozialen Bindungen stärkt. Im klassischen Gabentausch, wie er von Ethnologen beschrieben wurde, werden Geschenke ausgetauscht, bei denen nicht der Nutzwert im Vordergrund steht, sondern die Stabilisierung der Zusammengehörigkeit, oft auch die Demonstration von verschwenderischer Großzügigkeit. Es geht nicht um marktorientierte Begegnungen isolierter Individuen und den Anspruch auf gleichwertige Gegenleistungen, sondern um die Stiftung eines gemeinsamen Bandes, um die Herstellung einer neuen sozialen Einheit.²⁷

Nun ist allerdings die Pflicht zur Gegengabe ein wichtiges Element im Modell des Gabentausches von Mauss, das nicht nur bei seiner Anwendung auf Liebe Bedenken ausgelöst hat. In der breitgefächerten philosophischen Diskussion (Därmann 2010) hat dieses Problem zur Idee einer „reinen Gabe“ geführt, mit der gerade nicht die Erwartung einer Gegenleistung verbunden ist; ja nicht einmal das Bewusstsein, überhaupt etwas zu geben oder etwas Gutes zu tun (Derrida 1993). Zwar ist umstritten, welchen ontologischen Status die „reine Gabe“ hat, für Derrida selbst ist sie eine „Unmöglichkeit“. Gleichwohl gibt es einige interessante Parallelen zur Liebe. Liebe wäre demnach eine Gabe, die man gibt ohne sie wegzugeben, vielleicht auch: ohne sie zu besitzen. Man kann Liebe nur „geben“, wenn man damit weder die Erwartung einer Gegengabe noch die Erwartung von Dankbarkeit verbindet. Der Liebende braucht keine Gegenleistung; er empfindet seine

26 Die quantifizierende empirische Paar- und Familienforschung wird seit längerer Zeit von verschiedenen Theorien dominiert, die sich als *Rational-Choice-Theorien* zusammenfassen lassen (Austauschtheorien, Familien- bzw. Haushaltsökonomie u.a.). Sie sind dem *Methodologischen Individualismus* verpflichtet, d.h. sie gehen davon aus, dass Individuen im Prinzip rational handeln und sich entsprechend aufgrund von Nützlichkeitsabwägungen zum Beispiel für eine Lebensform entscheiden. Die Paarbeziehung ist in dieser Sichtweise eine Austauschbeziehung zweier Individuen, die sich zunächst individuell entscheiden, wie sie mit dem Partner kooperieren wollen. In der entsprechenden empirischen Forschung werden deshalb meist nur die Individuen zu ihren Präferenzen und Wünschen oder ihrer Zufriedenheit befragt. Für eine gehaltvolle Theorie der Paarbeziehung müssten aber stärker die Aushandlungsprozesse und deren Folgedynamiken in den Blick genommen werden.

27 Etwa in diesem Sinn lässt sich Liebe als „dialogische“ Austauschbeziehung begreifen (Krebs 2002, 2015).

eigene Liebe zum anderen so, als ob sie ein Geschenk von diesem wäre (Hochschild 1989). Gegenliebe lässt sich nicht einfordern oder einklagen (Koppetsch 1998). „Soweit es überhaupt um ‚Geben‘ geht, besagt Liebe deshalb: dem anderen zu ermöglichen, etwas zu geben dadurch, dass er so ist, wie er ist“ (Luhmann 1982: 30). Die Gabe der Liebe steht für sich selbst, ist gegenseitige *Hingabe* ohne Hintergedanken und ohne Erwartungen.

Die Vorstellung von Geben und Nehmen – und damit von „Tausch“ – passt also nur bedingt zur Liebe. Es kommt bei der Liebe weniger darauf an, was „getauscht“, was „gegeben“ und „genommen“ wird, sondern eher darauf, was in einer Begegnung gemeinsam hervorgebracht wird. Diese *Emergenz* der Liebe aus einer zweckfreien Begegnung lässt sich vielleicht besser mit einer *Theorie der Praxis*, wie sie vor allem von Pierre Bourdieu (1976, 1986) entwickelt worden ist, erfassen.²⁸ Die Theorie der Praxis lässt sich als modifizierte Version der Theorie der Gabe fassen, bei der nicht die Tauschobjekte im Mittelpunkt stehen oder die Intentionen des Gebens und Nehmens, sondern die Art der Beziehung. Bei der Liebesbeziehung, verstanden als Praxis in diesem Sinn, kommt es nicht auf den an individuellen Interessen orientierten Austausch (von Gegenständen, Zuwendungen oder Dankbarkeit) an, auch nicht auf Gleichwertigkeit der ausgetauschten Zuneigung. Es geht vielmehr um die Gestaltung einer gemeinsamen Praxis.

Die Theorie der Praxis eignet sich gut für das Verständnis von Liebesbeziehungen, weil bei Praxis in diesem Sinn nicht sprachliche Reflexion oder vernunftbetonte Argumentation im Vordergrund stehen, sondern *leibliche Kommunikation* im Sinne der Leibphänomenologie (Landweer 2004, Gugutzer 2002, 2017). Diese Theorie betont die vorsprachlichen, nicht-intentionalen und leiblichen Elemente von sozialen Beziehungen. Nicht der rationale Diskurs ist das bevorzugte Medium der Kommunikation, sondern der Leib: die „Augensprache“, die Berührung, die „Sprache des Körpers“. Das Begehren und der Wunsch nach Exklusivität sind nicht kognitiv-rational, sondern in der körperlich-sinnlichen Erfahrung begründet – ebenso wie die grundlegende, „unbedingte“ Solidarität („Treue“) sich nicht auf eine quasi vertragliche Vereinbarung oder eine explizite moralische Regel zurückführen lässt, sondern leiblich-emotional grundiert ist. Die Liebesbeziehung kann so als eine besondere Erlebens- und Praxisform begriffen werden, die sich von kognitiv-rationalen und diskursiv vermittelten Praktiken deutlich abhebt. Die Realität der Liebesbeziehung bewegt sich zu einem wesentlichen Teil im „prä-symbolischen“, vorbewussten, ritualisierten Raum (Langer [1942] 1965), auf einer

28 Zur Theorie der Praxis bzw. Praxistheorie, mit besonderer Betonung der Körperdimension, vgl. Reckwitz (2000), Gugutzer (2002), Schmidt (2017).

*latenten Ebene.*²⁹ Ritualisierte Praktiken in diesem Sinn sind „in Fleisch und Blut übergegangen“ – oder in „Leib und Seele“, wie J.C. Kaufmann (1999) formuliert, dessen Studien in dieser Tradition stehen. Die besonderen Geschehnisse der Liebespraxis sind nicht das Resultat von individuellen Entscheidungen, gemeinsamen Planungen und Aushandlungsprozessen, sondern sie werden in gemeinsamen Erlebnissen zum Ausdruck gebracht, durch eine gemeinsame Praxis, die keinem rationalen Plan entspricht. Sie ist eine gemeinsame Hervorbringung im Sinne einer *praktischen Emergenz* – wie etwa beim spontanen Spiel oder der kreativen Ausgelassenheit, die ja oft auch die Liebe umrahmen.

Für eine solche Perspektive, Liebe als Praxis zu begreifen und auf die Paarbeziehung anzuwenden, gibt es bisher nur wenig Ansatzpunkte, weder in der Philosophie noch in der Soziologie. Soziologisch interessant ist die Theorie des Leibphänomenologen Hermann Schmitz, weil er im Unterschied zu vielen anderen Philosophen Liebe nicht als individuelles Gefühl, sondern als eine Art zwischenmenschliches Geschehen begreift (Schmitz 1993). Zwar ist auch für ihn die Liebe durchaus ein Gefühl (genauer gesagt: eine Disposition dazu). Aber Gefühle sind keine Eigenschaften der individuellen Psyche, sondern sie entstehen im sozialen Raum; in bestimmten Situationen, in denen Gefühle erlebt werden können und als „Atmosphären“ wirksam sind, von denen Individuen „ergriffen“ werden können. Die Liebe ist folgerichtig für Schmitz ein soziales Geschehen, an dem (mindestens zwei) Personen beteiligt sind. So konzipiert wird der Liebe dann eine gewisse Eigenmächtigkeit zugeschrieben, eine „Autorität“, die die Liebenden aneinander bindet.³⁰

2.8 Soziologische Theorien der Liebe und der Paarbeziehung

Die soziologische Beschäftigung mit Liebe und Paarbeziehungen hat, trotz ihres randständigen Charakters, eine lange Tradition. Schon die erste Soziologen-Generation (Georg Simmel, Max Weber, Leopold von Wiese, u.a.) hat sich zumindest am Rand mit solchen Fragen beschäftigt. Für unseren Kontext ist besonders Georg

29 Deshalb ist die Liebe für die empirische Sozialforschung, auch die qualitative, so schwer zu erfassen. Sie verschwindet in empirischen Untersuchungen über Paarbeziehungen meist unter der diskursiven Oberfläche der Interviews (von Fragebögen gar nicht zu reden). Eine methodische Konsequenz ist, nicht Befragungen von Individuen durchzuführen, wenn man die Liebe empirisch erfassen will, sondern Beobachtungen oder wenigstens Paar-Interviews oder Gruppendiskussionen (wie Bethmann 2013).

30 Das Konzept der Resonanz (Rosa 2016) basiert auf einer ähnlichen Grundidee.

Simmel von Interesse. Auf Max Weber, Leopold von Wiese und Talcott Parsons wird an dieser Stelle nicht weiter eingegangen.³¹ Besonders einflussreich wurde das Buch *Liebe als Passion* des Systemtheoretikers Niklas Luhmann (1982). Bereits erwähnt wurde die Position von Anthony Giddens (1992), auf die auch an anderen Stellen Bezug genommen wird, besonders wenn es um das Konzept der *gleichberechtigten Partnerschaft* geht. Jean-Claude Kaufmann hat zwar keine explizite Theorie entwickelt, aber in einer langen Reihe von Einzelstudien zu verschiedenen Aspekten der Paarbeziehung subtile Analysen von Interaktionen und leiblicher Kommunikation vorgelegt. Karl Lenz hat sich intensiv um eine Soziologie persönlicher Beziehungen, speziell *Zweierbeziehungen*, bemüht. Eva Illouz hat sich in einigen Büchern detailliert mit der Thematik Liebe im Kapitalismus und in der rationalisierten Moderne befasst. Schließlich hat Stephanie Bethmann (2013) eine Studie vorgelegt, in der sie die starke soziale Einbettung des Paares betont.

Georg Simmel

Georg Simmel, einer der „Klassiker“ der Soziologie aus deren Gründungsjahren, hat sich mehrfach mit der Stellung der Frau und in diesem Zusammenhang auch mit der Liebe und dem Geschlechterverhältnis befasst. Schon früh konstatiert er einen Zusammenhang zwischen sozialer Differenzierung, Individualisierung und Liebe ([1890] 1985: 49ff.): Je individualisierter eine Person ist, desto mehr ist sie zur Liebe fähig. Individualisierung ist, da ist man sich seit Simmel weitgehend einig, einer der wichtigsten Gründe dafür, dass die intime Bindung zwischen zwei Personen immer mächtiger geworden ist. Liebe wird dadurch zum einen eher möglich; zum anderen wird sie wichtiger. Wenn das Individuum in der Moderne nur noch fragmentierte Beziehungen entwickeln kann, wenn auch Subjektivität nur noch fragmentiert erfahrbar ist, dann kann man als ganze Person, als In-Dividuum (= das Unteilbare), nur noch in der intimen dyadischen Wechselwirkung gesehen werden. Die Individualisierung fördert Exklusivität und Nichtaustauschbarkeit des Partners.

Liebe ist für Simmel nicht einfach ein Gefühl, das jemand einer anderen Person oder einem Objekt entgegenbringt. Sie entsteht nicht in erster Linie im Individuum selber, sondern in der Interaktion: Liebe ruft Gegenliebe hervor, diese verstärkt wiederum die Liebe von Ego. Der modernen – im Unterschied zur platonischen – Liebe kommt es auf Gegenseitigkeit an. Sie verlangt geradezu nach Gegenliebe (Simmel [1921/22] 1985: 251). Liebe ist eine „Wechselwirkung“, sie entwickelt sich

31 Vgl. zu Weber und Parsons etwa Burkart (1998: 30ff.). Zu von Wiese und Weber vgl. Lenz (2009).

in Form von interaktiver Emergenz.³² Mit Simmel beginnt eine interaktionistische Betrachtung der Liebe (Lenz 2003a, Niekrenz 2008). Im 19. Jahrhundert (Schoopenhauer, Stendhal) war Liebe noch weitgehend als etwas beschrieben worden, das sich innerhalb des Subjekts abspielt.

Simmel betont zwar, dass sich nur in der Liebe das „ganze Ich“ offenbaren könne. Aber er hat auch die Gefahr gesehen, die der Intimbeziehung droht, wenn sie in völliger Offenheit („Authentizität“, wie wir heute sagen würden) geführt wird: Liebe braucht die Diskretion, braucht das Geheimnis, braucht die Undeutlichkeit, die Phantasie, usw. – Simmel sah „die Gefahr der indiskreten, rest- und schamlosen Hingabe“ (Simmel [1906] 1993: 86) und glaubte, dass die Beziehung schnell endet, wenn sie keine solche Grenze mehr kennt. Die Grenze macht zum einen den Reiz des anderen aus, solange man noch nicht alles von ihm weiß. Zum anderen hilft sie aber auch, die Idealisierung und Bewunderung, die nur zum Teil auf „Wahrheit“ beruht, aufrechtzuerhalten. Sie stellt auch einen gegenseitigen Schutz dar.

In einem kurzen Text mit dem Titel „Die Gesellschaft zu zweien“ (Simmel 1908c) befasst sich Simmel mit der Dyade als Sozialitätsform. Ein gravierender Unterschied zwischen einer Gruppe von zwei oder drei Mitgliedern lässt sich am Beispiel des Geheimnisses zeigen: Minimum für ein Geheimnis sind zwei, das ist aber auch oft schon das Maximum. In „Zweierverbindungen“ gibt es für den Einzelnen nur den Anderen (ein Individuum), während bei größeren Verbindungen eine überindividuelle Einheit, eine überpersönliche Kollektiveinheit existiert (Simmel [1908c] 1993: 349). Der „Austritt“ von einem würde das Ganze der Zweierbeziehung zerstören, während für größere Gebilde eine Austauschbarkeit von Personen gilt, keine „Unersetzlichkeit“ des anderen (ebd.: 350).

Häufig betont Simmel das Nichtlogische, Nichtrationale, Nichtsoziale der Liebe. So verwirft er zum Beispiel die Frage, ob Liebe egoistisch oder altruistisch sei, als unsinnig – jemanden zu lieben ist weder egoistisch noch altruistisch. Das hängt damit zusammen, dass man nicht so einfach wie bei anderen Handlungen sagen kann, was das „Ziel“ oder der „Zweck“ der Liebe sei (Simmel [1921/22] 1985:

32 Paare und Familien sind in diesem Sinn *emergente* Phänomene, d.h. sie lassen sich nicht auf ihre Komponenten (Individuen) zurückführen, sie sind mehr als die Summe zweier oder mehrerer Individuen. Man kann emergente Phänomene auch definieren als solche mit höherstufigen Eigenschaften, die bei den isolierten basalen Elementen, aus denen sie zusammengesetzt sind, nicht auftreten (Greve/Schnabel 2011: 7). Durkheim spricht in diesem Zusammenhang von einer Realität *sui generis*, die nicht auf die Einzelelemente, aus denen sie zusammengesetzt ist, zurückführbar sind (kein Reduktionismus von gesellschaftlichen Phänomenen auf Individuen, wie beim Methodologischen Individualismus, der in der Ökonomie und in der Rational-Choice-Soziologie dominiert).

225f.). Liebe ist zweckfrei, bedingungslos, im Unterschied zur christlichen Nächstenliebe, die keinen eigenen starken Impuls kennt, keine sozusagen zweck-lose Kraft darstellt, sondern immer dem Zweck des Helfens untergeordnet ist. Sie setzt nur ein, wo der Nächste in Not ist. Demgegenüber braucht die Liebesbeziehung keinen Anlass, keinen Zweck, kein Ziel (ebd.: 278).

Niklas Luhmann: Liebe als Kommunikationsmedium des Intimsystems

Im Rahmen seiner Systemtheorie hat Niklas Luhmann den Begriff der Liebe wieder systematisch in die soziologische Theorie eingeführt, wenn auch nicht als Gefühl oder als Praxis, sondern als Kulturmuster und als „Kommunikationsmedium“. Liebe ist ein Kulturmuster, das uns erst ermöglicht, das Gefühl zu erkennen – und es zuzulassen, wenn es sich bemerkbar macht; das uns ermutigt, Gefühle zu erleben und auszudrücken. Auf einer zweiten Ebene ist Liebe ein *Kommunikationsmedium* im Sinne eines *Erfolgsmediums*: Ähnlich wie das Geld als Medium des Wirtschaftssystems die Erfolgswahrscheinlichkeit von Kommunikationsversuchen in der Wirtschaft erhöht (oder wie der Glaube als Medium des Religionsystems), so erhöht die Liebe die Erfolgswahrscheinlichkeit im Intimsystem.

Die Entstehung der modernen Liebesvorstellungen ist in Luhmanns Theorie eng verknüpft mit gesellschaftlichen Umbrüchen beim Übergang zur Moderne. Das kann hier nur angedeutet werden. Die Theorieformel Luhmanns ist „Umstellung auf funktionale Differenzierung“, mit der ein ganz neues Verständnis von Individualität und das Entstehen eines Intimsystems verbunden sind.³³ Indem der Einzelne im Verlauf dieses Modernisierungsprozesses immer mehr der Geborgenheit traditionaler Sozialitätsformen entrissen wurde (oder, positiv formuliert: von traditionellen Bindungen und Fesselungen befreit wurde), entstand ein Bedarf nach *höchstpersönlicher* Kommunikation. Der moderne Mensch ist durch die Herauslösung aus dörflichen und verwandtschaftlichen Einbettungen „sozial ortlos“ geworden, die Zunahme marktförmiger, anonymer Beziehungen hat einen Bedarf nach einer Welt der höchstpersönlichen Beziehungen geschaffen.

Es wurde deshalb, wie Luhmann sich ausdrückt, ein System „für Intimbeziehungen geschaffen, in dem es nicht erlaubt ist, Persönliches der Kommunikation zu entziehen“ (Luhmann 1982: 15).³⁴ Und während in den verschiedenen Funkti-

33 Davor, in der traditionellen Welt des 16. und 17. Jahrhunderts, waren die Prozesse des Wirtschaftens, des Rechts, der Politik usw. noch wenig ausdifferenziert, d. h. stark miteinander verschmolzen. Der Einzelne wurde noch nicht als einzigartiges Individuum angesehen, sondern als Mitglied seines Standes und seiner Dorfgemeinschaft, in die er integriert war.

34 Gleichzeitig wird diese sehr persönliche Kommunikation aus anderen Funktionssystemen ausgeschlossen: Es ist normalerweise nicht möglich, zum Beispiel mit dem

onssystemen die Kommunikation immer stärker durch spezielle *Medien* gesteuert wird (etwa das Wirtschaftssystem durch das Geld), entsteht im Intimsystem ein Kommunikationsmedium, „dem die spezifische Aufgabe zugewiesen wird, kommunikative Behandlung von Individualität zu ermöglichen, zu pflegen, zu fördern“ (ebd.). Dieses Medium ist Liebe, und Sexualität ist der dazugehörige „symbiotische Mechanismus“, die körperliche Basis.³⁵ Nur im Rahmen der Paarbeziehung ist es in der Moderne möglich, seine gesamte Existenz – und seine Einzigartigkeit als Individuum – einzubringen. Und man darf erwarten, dass es der Partner genauso tut. Liebe in ihrer heutigen Bedeutung entsteht also erst mit dem zunehmenden Bedarf nach Individualität beim Übergang zur Moderne. Dabei wird sie sozial freigegeben: Man liebt nicht mehr nur Seinesgleichen (innerhalb des eigenen Standes), sondern prinzipiell kommt nun jeder in Frage. Aber das erfordert eine andere Begründung der Liebe, die nur im Individuum selbst liegen kann.

Die Interaktion der Liebenden hat – in der *Semantik*³⁶ – einen besonderen Charakter, sie kann auf explizite Kommunikation verzichten. Liebende erwarten voneinander, immer schon verstanden zu werden. Das Handeln des Liebenden soll unmittelbar vom Erleben des Geliebten ausgelöst werden (Luhmann 1982: 29). In „einem Maße, das sonst kaum erreichbar ist, (kann) unterstellt werden, dass das eigene Erleben auch das des Partners ist“ (ebd.: 33). Damit kann dem „Bedarf nach Nahwelt“ Rechnung getragen werden, der sich im Verlauf der Individualisierungsprozesse entwickelt hat.³⁷ In einer gemeinsamen Privatwelt kann jeder die Welt des anderen mittragen, weil er darin als der vorkommt, der geliebt wird. Liebe entsteht also und wächst, wenn zwei moderne Individuen einander sich in ihrer Einzigartigkeit gegenseitig bestärken, indem der jeweils andere zu einem wichti-

Finanzberater intime Probleme zu besprechen. Die Unterscheidung von *persönlicher* und *unpersönlicher* Kommunikation ist hier zentral. In der Moderne *nimmt* unpersönliche Kommunikation *zu* – und zwar vor allem in den rationalisierten Funktionssystemen wie Wirtschaft, Politik oder Recht, während persönliche Kommunikation sich *intensiviert*, und zwar im Intimsystem.

- 35 Das bedeutet nicht: „biologische Basis“. Zwar lässt sich die Kommunikation von der Körperlichkeit „irritieren“, aber die sexuelle Natur gerät verstärkt in den Sog des kulturellen Mediums Liebe (Luhmann 1997: 378ff.).
- 36 Luhmann hat den (vorwiegend literarischen) Diskurs über die Liebe, etwa in Romanen – er nennt dies *Semantik* – in historischer Perspektive untersucht, und dabei auf das Verhältnis von „Sozialstruktur und Semantik“ (Luhmann 1980) bezogen.
- 37 „Individualisierung“ heißt somit nicht in erster Linie, dass der oder die Einzelne zunehmend auf sich selbst verwiesen ist. Er oder sie ist zunehmend auf die Paarbeziehung, auf die Liebe, angewiesen, die ihrerseits durch den zunehmenden Bedarf nach Individualität gestärkt wird (Luhmann 1982: 15f.). Individualisierung und Paarbildung bedingen und verstärken sich gegenseitig.

gen Bestandteil der individuellen Weltsicht des einen wird, zum „Weltbestätiger“ (1982: 17f.).

Anthony Giddens: Partnerschaftliche Liebe und die „reine Beziehung“

Der britische Soziologe Anthony Giddens befasste sich, nachdem er bereits eine Reihe von Büchern zur soziologischen Theorie und zur Dynamik der Moderne veröffentlicht hatte, in einem 1992 erschienenen Buch mit der *Transformation der Intimität* (dt. 1993). Darin konstatiert er, dass sich in der fortgeschrittenen Moderne (Giddens' Terminus ist *High Modernity*) ein neues Beziehungsideal herausbildet, das Modell der gleichberechtigten, partnerschaftlichen Beziehung, die weitgehend frei von sozialen Vorgaben – vor allem frei von Geschlechtsrollen – sei, deshalb spricht er von der „reinen Beziehung“. Er bezieht sich dabei vor allem auf Ratgeberliteratur, in der dieses neue Ideal formuliert wird.³⁸ Die „reine Beziehung“ lässt sich auch als demokratisch verstehen, weil Prinzipien der Demokratie (Freiheit, Gleichheit, die Vertragsidee) auf die Beziehung übertragen werden. Die Möglichkeit befriedigender Intimität sei gleichbedeutend mit dem Versprechen auf Demokratie. Beides setzt allerdings autonome Individuen voraus, d.h. Menschen mit einer erfolgreichen Verwirklichung eines reflexiven Entwurfs ihres Selbst, als Voraussetzung, sich in egalitärer Weise auf andere beziehen zu können. Das autonome Individuum ist dann in der Lage, andere als ebensolche zu behandeln und deren Entwicklung ihrer Möglichkeiten nicht als Bedrohung wahrzunehmen.

Theorie der Haushaltspraxis (Jean-Claude Kaufmann)

Von der Praxistheorie inspiriert sind die Arbeiten des französischen Soziologen Jean-Claude Kaufmann, der bereits in einer seiner ersten Studien (*Schmutzige Wäsche*, 1994) von einer Körperdimension der Interaktionen in Paarbeziehungen ausging. Die Untersuchung zeigt, wie die jeweiligen Spuren tradiierter Männlichkeit und Weiblichkeit sich in den Alltag des Paares einnisten – gerade in Bereichen, wo die affektiv-körperliche Basis besonders wirksam ist, nämlich dann, wenn es um Körperkontakt geht, um Sauberkeit der Haut und Sauberkeit auf der Haut, um die Darstellung von Weiblichkeit oder Männlichkeit mittels sauberer, gebügelter, weicher Wäsche. Dies ist im Übrigen auch ein gutes Beispiel für eine starke Diskrepanz zwischen Geschlechter-Diskurs und Geschlechter-Normen. Der Diskurs reicht gewissermaßen nur bis zur körperlichen Oberfläche, unter die Haut geht er nicht so leicht. Das gilt gerade für bestimmte – intellektuelle, akademische – Milieus: dort sind die Asymmetrien, die vom gesellschaftlichen Geschlechterklas-

38 Zur entsprechenden Kritik vgl. Bethmann (2013: 25ff.).

senssystem in die Paarbeziehungen eindringen, im diskursiven Bewusstsein schon stärker abgebaut als im praktischen Bewusstsein (Koppetsch/Burkart 1999).

Auch in anderen Studien Kaufmanns geht es immer wieder um die Bedeutung von inkorporierten Praktiken („Gesten“) für Konstituierung und Stabilisierung von Beziehungen. „Die Vertrautheit der Alltagswelt basiert auf der vorreflexiven Selbstverständlichkeit der körperlichen Routinen“ (Meuser 2004: 274), der Körper ist „mächtiger“ als der rationale Verstand. Von der „Kraft der Gesten“ ist die Rede, die zum Beispiel Frauen daran hindert, die Herrschaft über die Wäsche abzugeben. Die Frauen gehen in „die Falle“ (Kaufmann 1994: 257ff.). Sie verstärken mit ihrer Praxis des Waschens und Aufräumens die Ungleichheit zwischen Mann und Frau, die sie eigentlich kritisieren. Die Realisierung von Gleichheitsidealen scheitert an der „Trägheit“ des Körpers, soziale Ordnung ist deshalb auch Körperordnung. Der Austausch zwischen den Individuen, zwischen den Partnern in einer Paarbeziehung ist ein „Austausch der Gesten“ und weniger das „Ergebnis expliziter Aus-handlungen“ (Meuser 2004: 275). Das gilt auch für die öffentliche Sphäre, etwa die Regelung der Männerblicke auf Frauenbusen. Kaufmann (1996) fand heraus, dass sich am Nacktbadestrand auf subtile Weise und ohne sprachliche Kommunikation Regeln herausbilden, wie offen oder verdeckt (und wie lange) Männer auf den nackten Busen schauen dürfen. Jean-Claude Kaufmann gehört zu den wenigen Paar- und Familienforschern, deren Arbeiten einen Bezug zur Körpersoziologie herzustellen erlauben. Allerdings hat sich Kaufmann wenig bemüht, eine explizite Theorie oder auch nur begriffliche Schärfe zu entwickeln.

Neuere Arbeiten zu Liebe und Paarbeziehungen (Karl Lenz)

Insgesamt findet in der Soziologie das Thema Liebe inzwischen stärkere Beachtung, nachdem noch in den 1990er Jahren ein Defizit in diesem Sinn konstatiert worden war (Hahn/Burkart 1998).³⁹ Auch in der Familiensoziologie gab es verstärkt Bemühungen, eine eigenständige Soziologie der Ehe oder des Paares zu begründen (Nave-Herz 2004). Insbesondere Karl Lenz hat sich in zahlreichen Arbeiten darum bemüht, eine „Soziologie der Zweierbeziehung“ zu fundieren, die er in den größeren Kontext einer „Soziologie persönlicher Beziehungen“ einbettet (zu der auch die Analyse von Geschwisterbeziehungen und Freundschaften gehört). Damit grenzt er sich gegen die Familiensoziologie ab, die diesen Bereich – trotz wesentlicher historischer Veränderungen – immer noch vernachlässigt. Er knüpft

39 Weitere informative soziologische Arbeiten zur Liebe: Beck/Beck-Gernsheim (1990), Corsten (1993), Dux (1994), Allert (1997), Herma (2009). In einem neueren Sammelband sind zahlreiche ältere Artikel und Auszüge aus Büchern versammelt (Kuchler/Behr 2014).

an die soziologische Traditionslinie Georg Simmel und Leopold von Wiese an und an die Arbeiten von Erving Goffman, für den nicht der einzelne Akteur im Mittelpunkt steht, wie in der soziologischen Handlungstheorie (von Weber bis Esser), sondern die Interaktion (in Weiterentwicklung von Simmels Begriff der Wechselwirkung). Zum Teil schließt Lenz auch an psychologische Studien zu persönlichen Beziehungen (*close relationships*, z. B. Hendrick/Hendrick 2000) und an psychologische Studien an, die keinen individualistischen Ansatz vertreten. Auch Lenz wendet sich also gegen einen vor allem in der Psychologie verbreiteten individuals-zentrierten Ansatz. Das Soziale ist eine eigenständige *emergente* Ebene, es entsteht etwas Neues (Lenz 1998, 2003, 2009).

Rationalisierung der Liebe (Eva Illouz)

Einen bedeutenden Beitrag zu einer Soziologie der Liebe und des Paares hat die israelische Soziologin Eva Illouz vorgelegt. In mehreren Studien versuchte sie, das Verhältnis von Liebe und Kapitalismus auszuloten, bevor sie dann in dem Buch *Warum Liebe weh tut* (Illouz 2011) die Grundzüge einer soziologischen Theorie der Liebe oder des Leidens an der Liebe dargelegt hat.

In dieser Arbeit vertritt sie vor allem die These, dass die Liebe heute für das Selbstbewusstsein wichtiger sei als jemals zuvor. Sie betont, dass das Leiden an der Liebe (deshalb der Titel des Buches) nicht als individuelle Pathologie begriffen werden kann, sondern dass mit soziologischen Mitteln analysiert werden sollte, welche gesellschaftlichen Bedingungskonstellationen dafür verantwortlich sind, dass es heute besonders schwierig zu sein scheint, zu lieben („eine quälend schwierige Erfahrung“, 2011: 10). Die Liebe hat ihrer Ansicht nach deutlich an gesellschaftlicher Bedeutung gewonnen, nicht nur auf der individuellen Ebene von Identität und Wohlbefinden, sondern auch in Bezug auf die Klassenstruktur (soziale Ungleichheit), und vor allem auch im Sinne von Ökonomisierung und Rationalisierung der Liebe (siehe dazu ausführlicher → 13. Kapitel).

Liebe als sozial eingebettete und anerkannte Beziehung (Stephanie Bethmann)

Stephanie Bethmann (2013) hat eine soziologische Studie vorgelegt, in der in besonders konsequenter Weise deutlich gemacht wird, dass Liebe weder ein individuelles Gefühl noch eine isolierte Dyade ist, sondern eine soziale Beziehung, eingebettet in soziale Praktiken und soziale Anerkennungsprozesse. Sie zeigt damit, dass viele Theorien zur Liebe, auch jene aus der Soziologie, meist zu individualistisch vorgehen (Liebe als eine persönliche Angelegenheit von Individuen betrachten – und damit einen „Mythos des Höchstpersönlichen“ fördern) und sich zu sehr auf das isolierte Liebespaar beschränken (so tun, als sei Liebe die dyadische Pri-

vatsache zweier sich Liebender – und damit den „Mythos der romantischen Dyade“ stützen). Außerdem kritisiert sie an den bisherigen Versuchen einer Soziologie der Liebe, dass sie zu stark dem modernisierungstheoretischen Paradigma folgten und sich damit vorschnell auf *einen* Entwicklungspfad festlegten. Ein wesentliches Ergebnis der Studie ist daher eine Kritik an jenen Theorien, die die Geschichte der Liebe in der Moderne als Fortschrittsgeschichte erzählen: mehr Individualität, mehr Autonomie, mehr Freiheit der Partnerwahl, mehr Gleichheit.

Liebe ist für Bethmann eine interaktive Konstruktion, eine soziale Praxis. Dabei betont sie aber, dass eine Liebesbeziehung nicht ausschließlich eine Interaktion der Liebenden sei, sondern vor allem auch jener, die mit Liebenden darüber sprechen oder die gar nicht als Liebende, sondern als Zeitgenossen über die Liebe sprechen. Bethmann macht deutlich, dass nicht nur „weit mehr als nur zwei Personen“, sondern auch verschiedene Institutionen „an der Herstellung von Liebe beteiligt“ sind. Darüber hinaus differenziert sie zwischen verschiedenen Ausprägungen von Liebe, die sich ansatzweise unterschiedlichen sozialen Milieus zuordnen lassen.



<http://www.springer.com/978-3-658-19404-8>

Soziologie der Paarbeziehung

Eine Einführung

Burkart, G.

2018, X, 413 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-19404-8